

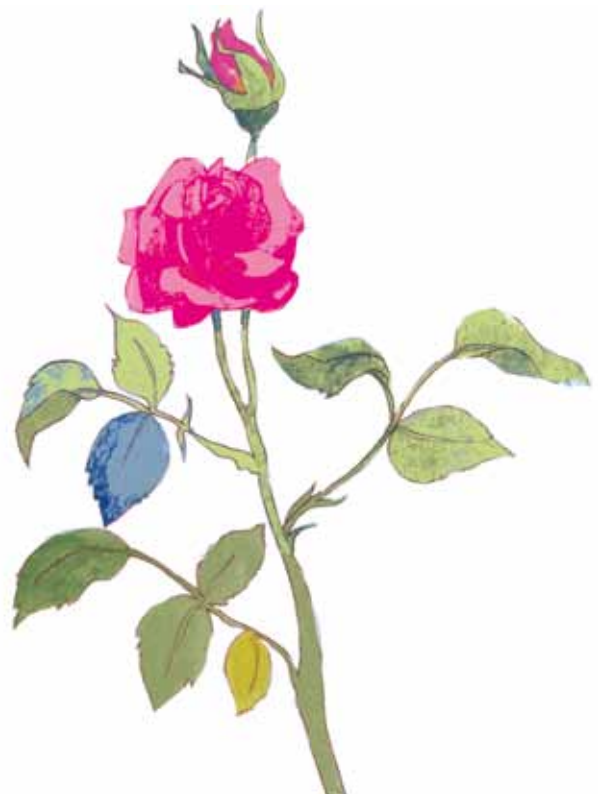
1

Es war einmal ein Königspaar, das hatte zwei Töchter. Beide waren nach allen Regeln der Prinzessinnenbildung erzogen worden. Sie konnten in vielen Sprachen gebildete Unterhaltungen führen, sangen morgens wie Lerchen und abends wie Nachtigallen, und ihr Benehmen war nicht nur höflich, sondern von einer bezaubernd ehrlichen Freundlichkeit.

Die jüngere Prinzessin hatte goldenes Haar, das sich zu Engelslocken kringelte, ihre Augen waren blau wie der Himmel an einem sonnigen Nachmittag im Mai, und ihre Wangen besaßen den zarten Hauch der schönsten Rose im Schlosspark, die nach der Prinzessin benannt war: Gwendolein. Nicht zuletzt diesem Namen war es zu verdanken, dass bereits 387 Gedichte und zahlreiche Lieder über die jüngere Prinzessin geschrieben worden waren, denn es half den schmachtenden Dichtern und Minnesängern sehr, dass sich auf «Gwendolein» Dinge reimten wie «Mondenschein», «Liebespein» und natürlich «ewig dein» und «sei doch mein».

Die ältere Prinzessin war «auch sehr hübsch», wie die Leute zu sagen pflegten. Ihre Haare waren nicht golden, sondern kupferfarben und etwas drahtig. Ihre Augenfarbe erinnerte auch an den Mai, allerdings an den braunen Panzer eines Maikäfers. Ihre Wangen schließlich waren vom gesunden Rot eines saftigen Apfels, und davon gab es sowohl im Schlosspark als auch im restlichen Königreich viel mehr als von den zarten, seltenen Gwendolein-Rosen. Kurz: Es ließ sich schlecht etwas Erhabenes über die ältere Prinzessin dichten. Erschwerend hinzu kam ihr Vorname.

Die ältere Prinzessin hieß nämlich Dörte.



Gwendolein war etwas feingliedriger und zarter gebaut als Dörte. Dadurch wirkte sie sehr schmal, was ihren elfenhaften Liebreiz noch verstärkte. Die ältere Schwester hingegen fühlte sich neben ihr leicht plump, obwohl auch sie schlank war. Dörte hatte sich deswegen schon immer gewünscht, Gwendolein äußerlich ähnlicher zu sein. Je älter sie wurde, desto mehr nagte das Gefühl an ihr, im Schatten ihrer kleinen Schwester zu stehen. Eine Ungerechtigkeit sondergleichen, fand Dörte. War sie nicht die Ältere? Hätte es nicht schon alleine deswegen ihr Vorrecht sein müssen, zuerst die Aufmerksamkeit der Prinzen und Poeten von nah und fern zu erhalten? Aber nein, sobald Gwendolein auf der Bildfläche erschien, feingliedrig und leicht dahingleitend wie ein frisch geschlüpfter Schmetterling, wandten sich alle Blicke ihr zu. Immer öfter beschlich Dörte daher der Gedanke, dass es offensichtlich an ihr lag, wenn ihr kaum jemand huldigte, zumindest nicht so, wie sie sich das gewünscht hätte. «Ich bin wohl einfach zu unprinzessinnenhaft!», seufzte Dörte in solchen Momenten ihren Spiegel an. Das junge Mädchen mit den störrischen roten Locken, das ihr aus traurigen dunklen Augen entgensah, zuckte stumm mit den Schultern und taxierte sie von oben bis unten mit einem unerbittlich kritischen Blick. Nein, an ihr war kein Schmetterling verlorengegangen. Höchstens ein Nachtfalter!

Es trug sich nun zu, dass das alljährliche Minnesängerfest bei Hofe bevorstand. Prinzessin Dörte hatte sich aus ihren Gemächern davongestohlen. Sie lauschte heimlich an der Tür des großen Saals, in dem die Teilnehmer probten, und hörte wieder einmal nur Loblieder auf ihre Schwester, deren zarte Glieder und lichte Gestalt. Beleidigt floh sie in ihr Schlafzimmer, wo sie leise zu weinen begann. Nie wurde sie besungen, immer war sie nur die andere Prinzessin, der eilig hinzugefügte «auch sehr hübsch»-Nachtrag!

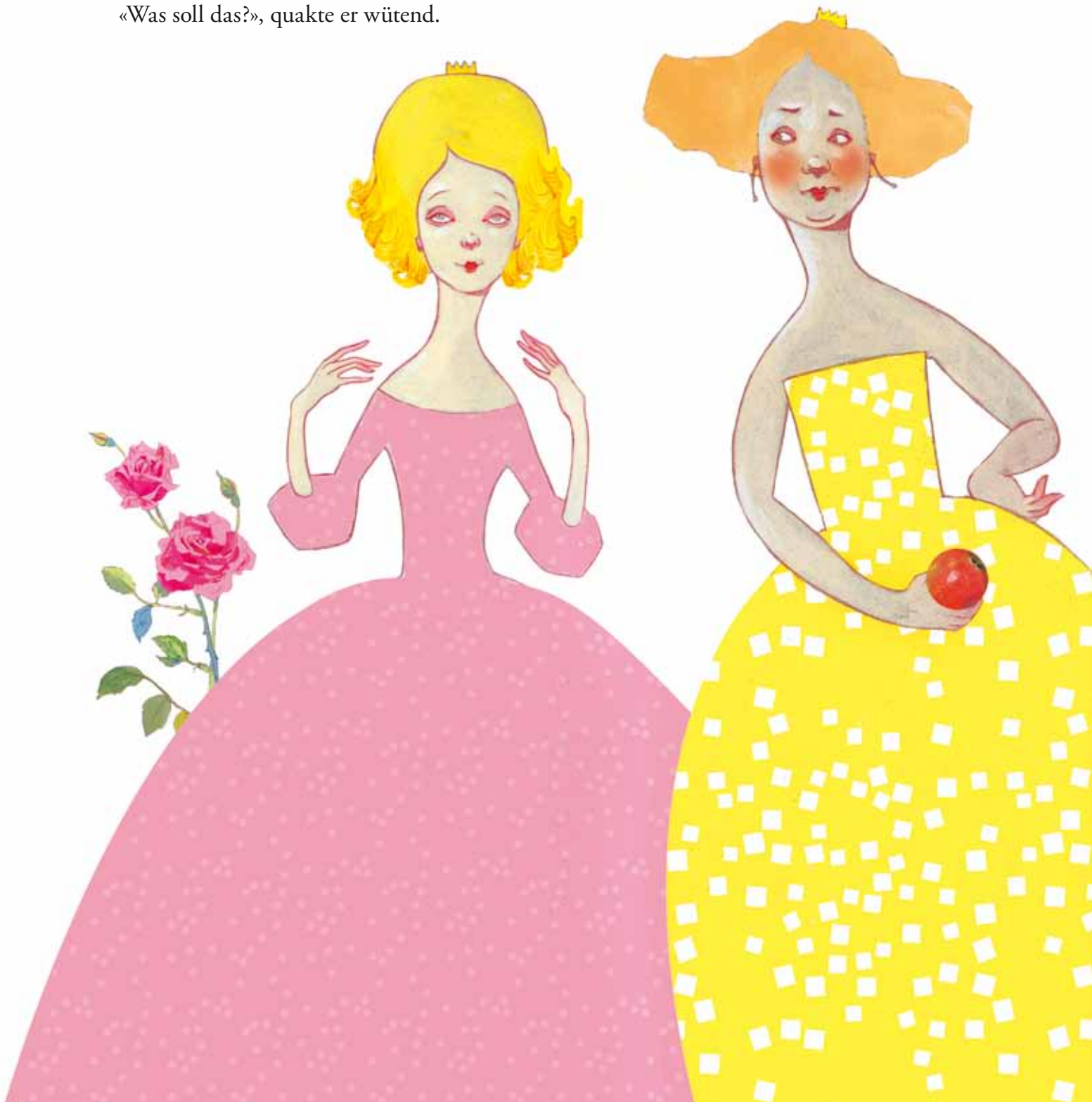
Doch dann hatte Dörte eine Idee.

Sie durchwühlte ihre Gemächer, fand schließlich den goldenen Ball, mit dem sie als Kind immer gespielt hatte, und machte sich auf zur dunkelsten Ecke des Schlossparks. Dort, inmitten eines schier undurchdringlichen Dickichts, stand ein alter Brunnen. Man sagte, dass er jedem, der ein Goldstück hineinwarf, seinen sehnlichsten Wunsch erfüllte. Ein Ball aus massivem Gold müsste da mehr als genug sein, dachte die Prinzessin, während sie sich durch die Dornenhecke kämpfte. Doch so sehr sie sich



mühte, sie passte nicht durch die dicht gewachsenen Äste. Grummelnd gab sie schließlich auf, kletterte auf den nächstgelegenen Baum, zielte sorgfältig und warf ihren goldenen Ball geschickt mitten in den Brunnen. Dabei rief sie: «Ich will dünn sein, dünner als meine Schwester!» Erst geschah nichts, denn der Brunnen war ziemlich tief. Doch dann erklang plötzlich ein lautes «Plonk!» und gleich darauf ein empörtes «Aua!» Im nächsten Moment erschienen zwei große blaue Flossen am Brunnenrand, und dem Brunnen entstieg der größte, blaueste Frosch, den die Prinzessin je gesehen hatte. Er blickte sie ärgerlich an, während er sich mit der einen Vorderflosse den Schädel rieb.

«Was soll das?», quakte er wütend.



Die Prinzessin wäre beinahe vom Baum gefallen, als sie ihn sprechen hörte, konnte sich aber gerade noch festhalten.

«Ich ... ich ... habe einen Wunsch!», stotterte sie.

Der Frosch schnaubte.

«Ja und? Ich habe auch so einige Wünsche, aber deswegen bewerfe ich doch niemanden mit Kanonenkugeln!»

Nun war die Prinzessin beleidigt.

«Das war keine Kanonenkugel, das war mein goldener Ball! Erschaffen von den besten Juwelieren des Königs!»

Der Frosch stemmte seine Flossen in die Hüften und quakte in ebenso beleidigtem Ton zurück: «Was auch immer es war, es hat meine Krone eingedellt, und das ist ja wohl der Gipfel der Unverschämtheit!»

«Oh!», hauchte die Prinzessin überrascht. «Bist du ein verzauberter Prinz?»

Der Frosch rollte mit den Augen.

«Du bist ja ein ganz schlaues Mädchen. Ja, bin ich. Und, was willst du dagegen tun?»

Die Prinzessin errötete. Sie wusste schließlich, was die Tradition verlangte.

«Nun, wenn es dir irgendwie hilft, könnte ich dich ja küssen ...»

Der Frosch guckte sie einen Moment lang stumm an und fing dann an, schallend zu quaken.

Die Prinzessin war erst verwirrt und begriff dann mit Entsetzen, dass er lachte. Dörte war zutiefst verletzt – sie wusste ja selbst, dass ihre Schwester die wahre Schönheit war und sie selbst nur auch sehr hübsch, aber dass jetzt sogar ein schleimiger Frosch sie verspottete, das ging zu weit! Heulend kletterte sie vom Baum und rannte schniefend zurück zum Schloss. Dabei hinterließ sie eine glitzernde Tränenspur.

Der Frosch blickte ihr kurz nach und stieg dann zurück in seinen Brunnen.

Gleich darauf verdichtete sich in der tiefsten Ecke des Dickichts die Dunkelheit. Sie wuchs, bis eine wabernde Wolke entstanden war. Deren Schwärze war so dicht, dass selbst der hellste Sonnenschein sie nicht mehr hätte durchdringen können.

Der Umriss der Wolke wurde schärfer, bis schließlich eine hagere, alterslose Frau zu sehen war. Ihre Gesichtszüge waren straff gezogen, so dass sich die Haut über den Knochen spannte. Die Lippen waren unnatürlich voll, ihre Augen ein wenig zu weit aufgerissen und ihre Wangenknochen wie ge-



meißelt. Alles an ihr wirkte wie ein Meisterwerk, an dem der Künstler über den Moment der Perfektion hinaus weitergearbeitet hatte. Die Erscheinung trug elegante Schuhe mit schwindelerregend hohen Absätzen. Der schwere Pelzmantel der Frau war von leisen Geräuschen umwoben. Es schien, als ob alle Felle der Welt in diesem Mantel verarbeitet worden waren, und immer wenn sich die Frau auch nur leicht regte oder ein Windhauch über den Pelz fuhr, richteten sich die Haare der bewegten Stelle auf und dem Mantel entglitt ein aufgebrachtes Fauchen, ein schmerzvolles Jammern oder ein leises, hoffnungsloses Wimmern.

Das war die böse Fee.



Nun muss man zu bösen Feen etwas wissen: Sie ernähren sich von Tränen. Nicht von Glückstränen oder Tränen aus ehrlicher Trauer, sondern von Tränen aus Wut, Frust, Bitterkeit und anderen miesen Gefühlen, die dafür sorgen, dass man sich oder die anderen in einem schlechten Licht sieht. Solche Tränen finden böse Feen unheimlich lecker, und ganz unwiderstehlich sind natürlich Prinzessinnentränen. Mit den Tränen von Bauern, Handwerkern und anderen Leuten aus dem normalen Volk können böse Feen zwar überleben, aber die Tränen der Edelleute sind für sie ein richtiges Festmahl. Und wenn eine hübsche junge Prinzessin weint, weil sie neidisch auf ihre noch hübschere, noch jüngere Schwester ist – das ist für eine böse Fee eine unbeschreibliche Delikatesse.

Wenn eine böse Fee Appetit hat, nähert sie sich unsichtbar dem Weinenden, bis sie die Feuchtigkeit auf seiner Haut einatmen kann. Dieser Hauch ist so unangenehm, dass er einem gleich noch mehr Tränen in die Augen treibt. Wer den Atem der bösen Fee dann auch noch einatmet, der hat das Gefühl, dass alles schlecht ist und nie wieder gut wird und hält sich für den ärmsten Menschen auf Erden. Und so weint er weiter. Böse Feen müssen sehr selten hungern ...

Die böse Fee war gerade im Schloss, weil einer der Minnesänger von seinen Kollegen wegen seiner Rumpelreime ausgelacht worden war und sich schniefend in eine Ecke des großen Saals gesetzt hatte. Auf der Spur seiner Tränen, die genauso unbeholfen und rustikal rochen wie seine Lieder klangen, hatte sich die Fee angeschlichen, als sie plötzlich ein Aroma wahrnahm, das süßer und zarter nicht hätte sein können, einen Duft wie die Frische einer taubedeckten Blumenwiese an einem lieblichen Frühlingmorgen. Und er kam aus der dunkelsten Ecke des Schlossgartens.

Mit einem kaum hörbaren «Pfuff!» verschwand die Fee aus dem Saal. Der weinende Minnesänger fühlte sich gleich viel besser, denn wenn eine böse Fee von jemandem ablässt, merkt er sofort wieder, wie gut es ihm eigentlich geht. Die bösen Feen versuchen aber tunlichst, das zu vermeiden, indem sie sich möglichst lange an ein Opfer hängen und diesem keine Möglichkeit geben, sich zu erholen. Man sagt dann, dass diese Leute in Selbstmitleid ertrinken, aber in Wirklichkeit trocknen sie innerlich aus, weil ihnen eine böse Fee die Lebensfreude aussaugt.

Und nun war die böse Fee im Schlossgarten auf der Suche nach dem Ursprung der so unwiderstehlich lecker riechenden Tränen.

Sie blickte in der dämmerigen Dichte der Büsche um sich und erspähte sofort die glitzernde Tränenspur der Prinzessin. Ihre Augen weiteten sich, und es entfuhr ihr ein wohliger, leicht feuchter Seufzer. Ihr ganzes Gesicht schien sich zu verändern, und unter der schön polierten Fassade ihrer Züge kam eine Fratze zum Vorschein.

Die Frau folgte der Tränenspur leise schnuppernd bis zum Schloss und schlüpfte unsichtbar in Dörtes Gemächer. Aus den gestammelten Sätzen und gemurmelten Seufzern erkannte sie, dass das junge Mädchen mit sich selbst und ihrem Aussehen unzufrieden war.

Hämisch lächelte die Fee vor sich hin. Da eröffnete sich eine riesige Quelle an allerfeinsten Prinzessinentränen, die mit einigen Tricks nie wieder versiegen würde!

Sie schnüffelte kurz an Dörtes tränennasser Wange, um sich eine süße kleine Kostprobe zu gönnen, und zog sich dann zurück.

Im Herzen des nahe gelegenen Wilden Waldes, wo es immer finster ist wie bei Neumond, stand eine kleine Hütte, in der zu später Stunde noch Licht brannte. Darin blätterte die böse Fee eifrig in ihren Zauberbüchern und griff immer wieder in schiefen Regalen nach verstaubten Flaschen mit mysteriösen Zutaten, von denen sie mal mehr, mal weniger in einen großen Kupferkessel schüttete. Der brodelte auf offenem Feuer, und blubbernde Blasen in krassen Farben stiegen aus ihm auf.

Auf dem abgewetzten Ohrensessel, der neben der Feuerstelle stand, räkelte sich Theophilus, der alte, graue Perserkater der bösen Fee. Immer wenn die Fee wieder ein Zauberbuch zuschlug, wurde der Kater durch den staubigen Luftstoß geweckt und versuchte erfolglos, eine der sieben Fliegen zu erhaschen, die hektisch um den Kessel herumsummten.

Plötzlich machte sich auf dem Gesicht der bösen Fee ein boshaft freudiges Lächeln breit. Mit einem Auflachen klappte sie das Buch zu, in dem sie gerade gelesen hatte, griff nach einer kleinen Glasflasche und schüttete deren widerwärtig lilafarbenen Inhalt in die brodelnde Suppe. Das Gebräu verfärbte sich sofort dunkelrot und begann zu sprudeln, bis es sich mit einem Zischen in eine zähe Flüssigkeit verwandelte. Davon schöpfte die Fee etwas ab, goss es in einen Napf und stellte diesen auf den Boden.

Der alte Kater reckte sich gähnend, glitt dann geräuschlos vom Sessel hinunter und tappte zu dem Napf. Nach einem leicht angewiderten Schnüffeln und einem zweifelnden Blick zu seiner Herrin, die ihn mit einer befehlenden Geste zum Trinken aufforderte, schlabberte Theophilus die Flüssigkeit auf. Von seinen Schnurrhaaren troff es rot, und Sekunden später begann das Tier, sich zu krümmen.

Ein grelles Licht erfüllte die Hütte, und wo sich noch gerade ein Kater gewunden hatte, stand nun ein Mensch.

